
Thomas Adam

Wie bürgerlich war das sozialdemokratische Milieu?¹

Leipzig wurde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts vor allen anderen deutschen Großstädten *die* Hochburg der Arbeiterkulturbewegung. Hier entwickelte sich zwischen den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts und den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ein sehr breit gefächertes und weit verzweigtes sozialdemokratisches Vereinsnetz, das die darin Eingebundenen *von der Wiege bis zur Bahre* begleitete und fast alle Lebensbereiche erfaßte. Nach 1890 sprossen die kulturellen Arbeitervereine in der Stadt wie Pilze aus dem Boden. 1893 wurden bereits 15 Arbeiterturnvereine mit über 1000 Mitgliedern gezählt. 1907 besaß der Arbeitersängerbund in Leipzig über 2700 Mitglieder. Bis in die Mitte der zwanziger Jahre kamen eine Vielzahl neuer kultureller Vereine hinzu und die Mitgliederzahlen der einzelnen Organisationen wuchsen gewaltig an. Im Konsumverein Leipzig-Plagwitz waren 76.000, in den 38 Arbeiter-Turn- und Sportvereinen etwa 12.000 Mitglieder organisiert. Damit entstand in Leipzig ein scheinbar komplettes und lückenloses kulturelles proletarisches Gegenstück zur bürgerlichen Kultur.²

Diese Fakten und die überaus reiche Quellenüberlieferung prädestinieren Leipzig für eine exemplarische Untersuchung des sozialdemokratischen Milieus in seiner Entstehung und Entwicklung. Es geht also keineswegs nur um eine Lokalstudie mit Ergebnissen von beschränkter Reichweite; sondern um eine exemplarische Untersuchung des sozialdemokratischen Milieus einer Großstadt mit ausgebautem Dienstleistungssektor, deren Forschungsergebnisse eine Verallgemeinerung für ähnlich strukturierte Großstädte zuläßt. Meine Untersuchung basiert auf dem von Lepsius geprägten Milieu-Begriff, den ich hinsichtlich seiner Tragfähigkeit für regionale Studien überprüfen wollte. Lepsius versteht unter sozialmoralischen Milieus, „soziale Einheiten, die durch eine Koin-

1 Der vorliegende Aufsatz faßt die wesentlichen Ergebnisse meiner Dissertation „Arbeitermilieu und sozialdemokratisch orientierte Arbeiterbewegung in einer Großstadt – das Beispiel Leipzig“ (Leipzig 1997) zusammen. Sie wird demnächst unter dem Titel „Arbeitermilieu und Arbeiterbewegung in Leipzig 1880 bis 1933“ als Bd. 8 in der vom Böhlau-Verlag herausgegebenen Reihe „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa“ erscheinen.

2 M. Rudloff/T. Adam/J. Schlimper, Leipzig – Wiege der deutschen Sozialdemokratie, Berlin 1996, S. 58ff.; T. Adam, Leipzig – Die Hochburg der Arbeiterkulturbewegung, in: W. Bramke/U. Heß (Hrsg.), Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert, Leipzig 1998, S. 229-267.

zidenz mehrerer Strukturdimensionen wie Religion, regionale Tradition, wirtschaftliche Lage, kulturelle Orientierung, schichtspezifische Zusammensetzung der intermediären Gruppen, gebildet werden. Das Milieu ist ein sozio-kulturelles Gebilde, das durch eine spezifische Zuordnung solcher Dimensionen auf einen bestimmten Bevölkerungsteil bestimmt wird.“ In der wilhelminischen Gesellschaft zeichneten sich nach seiner Auffassung deutlich die Konturen eines katholischen, sozialdemokratischen, konservativen und liberalen Milieus ab. Aus der Persistenz dieser sozialmoralischen Milieus erklärt er die hohe Stabilität des deutschen Parteiengefüges über die Zäsur der Novemberrevolution hinweg und die geringe Kompromißfähigkeit aller Parteien, da diese lediglich Aktionsausschüsse der ihnen zugeordneten Milieus waren und in ihrem Agieren durch die Interessenlagen des jeweiligen Milieus bestimmt wurde.³

Während Lepsius mit dem Begriff der „sozialmoralischen Milieus“ die Stabilität des deutschen Parteiensystems vom Kaiserreich bis in die Weimarer Republik erklären will, versuchen zahlreiche Historiker im Anschluß an ihn diese Milieus auf regionaler und lokaler Ebene nachzuweisen. Die „sozialmoralischen Milieus“ wurden damit selbst zu einem Untersuchungsgegenstand. Da sich ihr Nachweis äußerst schwierig gestaltete, entstanden eine Vielzahl neuer Milieu-Definitionen. Nur wenige Historiker – wie z. B. Eley und Blackbourn – stellen diese Deutung mit dem Hinweis darauf, daß derartige Theorien offene historische Entwicklungen auf einen linearen Determinismus reduzieren, grundsätzlich in Frage.⁴

In meiner Untersuchung geht es mir um fünf grundsätzliche Probleme:

1. Während fast alle am Milieubegriff orientierten Arbeiten die Milieus in ihrer vermeintlichen Blütezeit – nämlich in der Weimarer Republik – untersuchten, blieb die Zeit der Entstehung der Sozialmilieus bisher im Dunkeln der Geschichte. Mein Ziel besteht jedoch darin, gerade die Genese des sozialdemokratischen Milieus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu untersuchen.
2. Darüber hinaus möchte ich prüfen, wie sich der idealtypische Milieubegriff von Lepsius zu empirischen Forschungsergebnissen verhält.
3. In fast allen Arbeiten zum sozialdemokratischen Milieu wird ohne dies kritisch zu beleuchten, Arbeiterbewegung und sozialdemokratisches

3 R. M. Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: derselbe, Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1993, S. 25-50.

4 Vgl. hierzu die zusammenfassenden Übersichten bei H.-J. Smula, Milieus und Parteien. Eine regionale Analyse der Interdependenz von politisch-sozialen Milieus, Parteiensystem und Wahlverhalten am Beispiel des Landkreises Lüdinghausen 1919 bis 1933, Münster 1987, S. 3-36; S. Weichlein, Sozialmilieu und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen, Göttingen 1996, S. 11-25; Im Gegensatz dazu: G. Eley/D. Blackbourn, Mythen deutscher Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. 1980, S. 20f.

Milieu fast gleichgesetzt. War das sozialdemokratische Milieu aber wirklich schichtenhomogen – also proletarisch oder war es ähnlich dem katholischen Milieu schichtenheterogen?

4. Wenn das sozialdemokratische Milieu – so meine noch auszuführende These – ein schichtenheterogenes Milieu war, stellt sich die Frage, welche Konsequenzen dies einerseits für die Sozialstruktur der Mitglied- und Wählerschaft der SPD und andererseits für deren politische Praxis besaß.
 5. Was waren die Voraussetzungen für die Entstehung eines so engmaschigen Arbeitervereinsnetzes in der Messestadt? Weshalb wurde gerade Leipzig und eben nicht Berlin oder Hamburg so frühzeitig zu einer Hochburg der Arbeiterkulturbewegung?
 6. Der Aufbau eines fast alle Lebensbereiche und Lebensstationen umfassenden sozialdemokratischen Vereinsnetzes impliziert die These von der Herausbildung einer *sozialistischen Gegenkultur*. Brachte die Leipziger Arbeiterkulturbewegung ein eigenes Kulturkonzept hervor? War diese Arbeiterbewegungskultur eine Gegenkultur oder Bestandteil der gesamtgesellschaftlichen Kultur? Worin bestanden die spezifischen Inhalte der Arbeiterkultur, die diese von der bürgerlichen Kultur unterschieden?
- Die Arbeiterkulturbewegung – und hier lege ich einen weiten Kulturbegriff zugrunde, der den Arbeitersport ebenso umfaßt wie die Bau- und Konsumgenossenschaften – war keineswegs kongruent mit der sozialdemokratischen Bewegung, sondern entwickelte sich wie z.B. die Genossenschaftsbewegung oder der Arbeitersport in Abgrenzung zu und scharfer Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie. Nach dem Verbot der sozialdemokratischen Partei im Jahre 1878 empfahl die Hamburger Konferenz des Parteivorstandes am 19. Oktober 1878, die Parteiarbeit unter dem Deckmantel geselliger Vereine fortzuführen. In den nächsten Monaten entstand eine Vielzahl von Theater- und Gesangsvereinen, deren Mitgliedschaft sich vornehmlich aus Sozialdemokraten rekrutierte. Etwa zwei Jahre später existierten in Leipzig bereits über 40 derartiger Organisationen mit insgesamt etwa 1600 Mitgliedern. Zum Mittelpunkt dieses Vereinsnetzes wurde der von Friedrich Bosse geleitete Fortbildungsverein für Arbeiter, der offiziell „unter Ausschluß jeder politischen oder religiösen Tendenz zur Fortbildung der Arbeiter“ dienen sollte. Zu diesem Zweck organisierte er Unterrichtskurse z. B. in Rechnen, Buchführung und Englisch. Von Anfang an verfügte er über Abteilungen für Turner und Sänger. Dies alles konnte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß er eine Art legaler Ersatzorganisation der verbotenen Leipziger Sozialdemokratie war.⁵

⁵ Der Arbeiterverein Leipzig, seine Entstehung und seine Entwicklung. Eine Festschrift zum 25jährigen Stiftungsfest, Leipzig 1904, S. 7; allgemein: F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie in Sachsen vor 1933, Weimar/Köln/Wien 1995.

Die geselligen Vereine wurden also nicht gegründet, um den Arbeitern eine Möglichkeit der Freizeitgestaltung anzubieten, sondern um die verbotene Parteiorganisation unter dem Deckmantel geselliger Zusammenkünfte aufrecht zu erhalten. Nach ihrer Legalisierung im Jahre 1890 bedurfte die SPD dieser Vereine nicht mehr. Es war jedoch völlig unmöglich, die Arbeiter davon zu überzeugen, jene wieder zu verlassen bzw. ganz aufzulösen, denn mit den Turn-, Gesangs- und Theatervereinen war das Bedürfnis nach einer attraktiven und für viele erschwinglichen Freizeitgestaltung nicht nur geweckt, sondern auch befriedigt worden. Da das nicht das vorrangige Ziel der Parteistrategen gewesen war, und sie wohl auch nicht damit gerechnet hatten, daß jene geselligen Vereine unter den Sozialdemokraten und über diesen Kreis hinaus an Beliebtheit und Zuspruch gewannen, nahm die Leipziger Parteiführung nach dem Fall des Sozialistengesetzes eine distanzierte bzw. ablehnende Haltung gegenüber den geselligen Vereinen jeder Couleur ein. In den rasch an Zahl wachsenden Arbeiterturn-, Gesangs-, Schreber- und Konsumvereine erblickte sie nicht ganz zu Unrecht Konkurrenten.

Die SPD-Führung distanzierte sich von den Arbeiterkulturvereinen, weil sie glaubte, die dort Engagierten seien über kurz oder lang für den proletarischen Kampf verloren, und brandmarkte diese Entwicklung als „Vereinsmeierei“.⁶ Da aber bereits zahlreiche Anhänger und selbst Funktionäre der Sozialdemokratie in diese Vereine eingebunden waren – vor allem während des Sozialistengesetzes hatten nicht wenige gemäßregelte und mit Berufsverbot belegte Funktionäre insbesondere in der Genossenschaftsbewegung eine neue berufliche Perspektive gefunden –, konnte die Parteiführung sie nicht mehr ausgrenzen. Sie versuchte daher ab der Mitte der 1890er Jahre über ihre Anhänger und Mitglieder, die in diesen Vereinen organisiert waren, die Hegemonie über jene zu erlangen. Während sie dies anfangs eher widerwillig und lediglich aus der Einsicht heraus tat, daß, wenn man die kulturellen Vereine schon nicht mehr los werden kann, man die Kontrolle über sie bekommen müsse, wich deren Ablehnung allmählich einer aktiven Kulturpolitik. Dieser Prozeß veränderte die Sozialdemokratie selbst nachhaltig. Mit dem wachsenden Einfluß der kulturellen Vereine und der Genossenschaften im sozialdemokratischen Milieu formierte sich in der SPD die soziale Basis für die reformerischen Strömungen der Jahrhundertwende. Gerade jene Organisationen waren es, die das Personal für den reformerischen Parteiflügel bereit stellten, so waren Lagerhalter des Konsumvereins, Beamte der Gewerkschaften oder Aufsichtsratsmitglieder der Ortskrankenkasse die häufigsten Berufe der sozialdemokratischen Parlamentarier in der Stadtverordnetenversammlung. Allerdings

6 Protokoll über die Verhandlungen der Landesversammlung der Sozialdemokratischen Partei Sachsens, 1910; F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie in Sachsen (Anm. 5), S. 52.

wurden Sozialdemokraten wie Georg Fell und Moritz Fromm in der Leipziger Sozialdemokratie marginalisiert und auf die parlamentarische Arbeit abgedrängt. In den Vorstand der SPD in Leipzig-Stadt oder Leipzig-Land stieg aus jenen Kreisen mit Ausnahme von Karl Buhl niemand auf. Buhl war Lagerhalter und zeitweilig Vorsitzender des Wahlkreisvereins für den 12. Reichstagswahlkreis war. Er wurde 1917 (und das ist bezeichnend) Vorsitzender der zu diesem Zeitpunkt völlig unbedeutenden MSPD in Leipzig.⁷

Nach und nach gliederte die SPD die einzelnen Organisationen in ihr Milieu, das für mich das gesamte sozialdemokratische Wählerpotential umfaßte und zu dessen wichtigste und strukturierende Säulen die Gewerkschaften, der Arbeiterturnerbund und die Genossenschaften wurden, ein. Die erste Säule der sozialdemokratischen Bewegung wurde um die Gewerkschaften als zweite und das Arbeiterturnen als dritte ergänzt. Jene drei Säulen bildeten den Kern des sozialdemokratischen Milieus, in das bis in die Mitte der zwanziger Jahre nach langem und zähem Widerstand der Parteiideologen weitere Vereine und Organisationen integriert wurden – um die Jahrhundertwende der Konsumverein, zwischen 1911 und 1919 der Arbeitersport (Fußball u.ä.) und zwischen 1910 und 1925 die Baugenossenschaften. Hier wird eine zentrale Schwachstelle des Milieubegriffes von Lepsius deutlich. Für ihn waren die Parteien des Kaiserreiches und auch noch die der Weimarer Republik eng an sozial-moralische Milieus gebunden. Er bezeichnete sie als Aktionsausschüsse der jeweiligen Milieus, die in ihrem Agieren durch die Interessen des jeweiligen Milieus bestimmt wurden. Da das Verhältnis zwischen einem Milieu und dessen Milieupartei in der bisherigen Forschung nicht thematisiert wurde, ergeben sich eine ganze Reihe offener Fragen. Nach Lepsius vertrat die Milieupartei die Interessen ihres Milieus und war diesen verpflichtet. Daraus resultierte für ihn die geringe Kompromißfähigkeit der Weimarer Parteien. Was aber waren die Interessen eines Milieus? Worin bestanden die Interessen des sozialdemokratischen Milieus? Und vertrat die SPD wirklich diese Interessen?

Obwohl diese Fragen schwer und nur ansatzweise zu beantworten sind, soll hier zumindest der Versuch unternommen werden. Die sächsische SPD lehnte in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts das ungestüme Anwachsen des Arbeitervereinswesens ebenso ab wie die Unterstützung des Genossenschaftswesens. Bis zum Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts war die Haltung der Sozialdemokratie gegenüber den entstehenden Arbeiterturn- und Gesangsvereinen, den Kleingärtnervereinen und den Konsum- und Baugenossenschaften durch die Angst geprägt, die dort organisierten Arbeiter wären für die *Revolution* verloren. Die Arbeiterkulturbewegung, die eine große Anziehungskraft in Leipzig entfaltete, ent-

7 Zum Aufstieg der USPD in Leipzig vgl. M. Rudloff/T. Adam/J. Schlimper, Leipzig – Wiege der deutschen Sozialdemokratie (Anm. 2), S. 102ff.

stand so unabhängig von und zum Teil in Konfrontation mit der SPD. Während die sächsische Sozialdemokratie spätestens nach der Jahrhundertwende ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Arbeitersport aufgab, blieb die Genossenschaftsbewegung – die quantitativ stärkste *Säule* der Arbeiterbewegung – noch bis 1910 ein „ungeliebter Bruder“. Diese Haltung basierte auf einer Resolution des Berliner Parteitag der SPD (1892), in der sich die Partei deutlich von den Konsumgenossenschaften distanzierte. Erst der Kampf des Mittelstandes gegen die vorgeblich „sozialdemokratischen“ Konsumvereine in Sachsen und die Broschüre Kautskys „Konsumvereine und Arbeiterbewegung“ von 1897 bewirkten ein Umdenken in der Partei. Aber erst 13 Jahre später beschloß der Magdeburger Parteitag die volle Anerkennung und Unterstützung des Genossenschaftswesens. Vertrat die SPD, wenn sie sich so ablehnend gegenüber den Arbeitersportvereinen und Konsumgenossenschaften verhielt, die Interessen der Arbeiter? Offensichtlich wurde die Politik der „Milieupartei“ SPD zumindest bis zum ersten Weltkrieg wesentlich mehr durch ideologische Theoreme als durch die Interessen der Arbeiter bestimmt.⁸

In den Arbeitersportvereinen und der Konsumgenossenschaft manifestieren sich zwei wesentliche Bedürfnisse der Arbeiterschaft. Und nicht eines kleinen Teiles, wie der Zulauf zu diesen Organisationen zeigt. Viele Arbeiter suchten nach Möglichkeiten ihre Freizeit zu gestalten. Am lukrativsten erschien den meisten der Zeitvertreib im Turnverein. Ein grundlegendes Interesse war der Einkauf preiswerter Produkte guter Qualität. Dem versprachen die Konsumvereine zu genügen. Unter den Mitgliedern des Konsumvereins und der Arbeiterturnvereine waren zahlreiche Sozialdemokraten. Offensichtlich ergab sich hier eine Divergenz zwischen den Interessen des Milieus und den ideologischen Vorgaben der Parteitheoretiker.

Das sozialdemokratische Vereinsnetz war also keineswegs bereits in den 1890er Jahren vollständig ausgebildet vorhanden, sondern wuchs bis in die Zeit der Weimarer Republik nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ – hinsichtlich der Angebotsbreite. Insofern ist Lösche und Walter zuzustimmen: In quantitativer Hinsicht lag der Höhepunkt der Arbeiterkulturbewegung eindeutig in den frühen zwanziger Jahren. Fraglich ist nur, ob alle sogenannten *Milieuorganisationen* der Vorkriegszeit noch *gegenkulturelle Sonderorganisationen* waren. Hier stimme ich mit Wunderer überein, der eine Entpolitisierung der sozialdemokratischen Milieuorganisationen konstatiert. Am deutlichsten trat dieser Trend in der Erwachsenenbildung

⁸ H. Fleißner, Genossenschaften und Arbeiterbewegung, Dresden 1911, S. 37; A. Gerhard, Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie, Nürnberg 1895, S. 47; K. Kautsky, Konsumvereine und Arbeiterbewegung, Wien 1897, S. 20-22; vgl. hierzu auch F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie (Anm. 5), S. 52

zu Tage, wo die milieugebundenen Organisationen zu Gunsten einer überparteilichen Erwachsenenbildung aufgegeben wurden.⁹

In den zwanziger Jahren erwiesen sich die Milieuorganisationen und -grenzen zunehmend als künstlich. Arbeitersport und bürgerlicher Sport unterschieden sich schon lange nicht mehr, auf dem Sektor von Kunst und Bildung gelang es der Leipziger Sozialdemokratie nicht, eine wie auch immer geartete neue *sozialistische Kultur* hervorzubringen. Ihre Kulturarbeit beschränkte sich auf die Aneignung der *bürgerlichen Kultur*, die zwar in spezifischer Weise erfolgte, sich dennoch nicht grundsätzlich von dieser unterschied. Die Unterschiede zwischen dem *Konsumverein* und dem *bürgerlichen Kleinhandel* – vor allem hinsichtlich der Qualität der Waren – verschwammen immer mehr. Die *Arbeiterbibliotheken* unterschieden sich hinsichtlich der Entleihe ihrer Literatur kaum von ihren *bürgerlichen Vorbildern*. Hier wie dort lasen die Arbeiter am liebsten leicht verstehbare Romane, denen nur selten ein literarischer Anspruch zuerkannt werden konnte. Die von Gustav Hennig beabsichtigte Heranführung des Arbeiters an die in den Arbeiterbibliotheken in rauen Mengen vorhandene marxistische Literatur scheiterte.¹⁰

Die oftmals als *sozialdemokratische Gegenwelt* bezeichnete Arbeiterkulturbewegung kann kaum als Gegenkultur bezeichnet werden. Denn bei einer genaueren Untersuchung der Kulturleistungen der Leipziger Sozialdemokratie erweisen sich diese als eine Kopie der *bürgerlichen Kultur*¹¹, die freilich einige Umdeutungen erfuhr. So entwickelte sich das Arbeiterbildungsinstitut (ABI) zu einer bloßen Zuschauervereinigung, die für ihre Anrechtler Theateraufführungen und Konzerte organisierte. Im Gegensatz zur Berliner Volksbühnenbewegung besaß das Leipziger ABI nicht den Anspruch, eine eigenständige *proletarische Kultur* zu schaffen, sondern beschränkte sich auf die Partizipation am bürgerlichen Kulturleben bzw. die Rezeption des bürgerlichen Kulturlebens Leipzigs.

Dies mag erstaunen, wenn man an das eingangs beschriebene dichte Leipziger Arbeitervereinsnetz, das die Konstruktion einer *sozialdemokratischen Gegenkultur* impliziert, denkt, denn dessen Aufbau und ständige Vervollkommnung steht im Widerspruch zu dem offenkundigen Fehlen eines eigenständigen Kulturkonzeptes. Der Aufbau einer *Gegenwelt* gilt

9 T. Adam, Leipzig – Die Hochburg der Arbeiterkulturbewegung (Anm. 2), S. 247ff.; grundsätzlich: H. Wunderer, Arbeitervereine und Arbeiterparteien. Kultur- und Massenorganisationen in der Arbeiterbewegung 1890–1933, Frankfurt a. M./New York 1980, S. 74ff.; P. Lösche/F. Walter, Zur Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: Geschichte und Gesellschaft 1989, S. 511–536.

10 Zum Leseverhalten der Arbeiter vgl. T. Adam, „Was las der Arbeiter im Kaiserreich?“ Die Leipziger Arbeiterbibliotheken zwischen 1861 und 1914, in: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte, Bd. 5 (1998), S. 119–132.

11 Zur bürgerlichen Kultur Leipzig vgl. M. E. Menninger, Art and Civic Patronage in Leipzig, 1848–1914 (unveröffentlichte Diss.), Cambridge/Massachusetts 1998.

gemeinhin als Beleg für die Desintegration der Sozialdemokratie in den wilhelminischen Staat. Wenn aber über die Organisationsstrukturen dieser vorgeblichen *Gegenwelt* keine wie auch immer geartete *sozialistische Kultur*, sondern die *bürgerliche Kultur* weitervermittelt wurde, dann erfolgte darüber gerade keine Desintegration, sondern eine Integration in die bestehende Gesellschaft. Letztlich verfolgte die Leipziger Sozialdemokratie damit, ob nun bewußt oder unbewußt, ein *integratives Konzept*. Damit unterscheidet sich Leipzig deutlich von Berlin, wo in den zwanziger Jahren auch unter dem Einfluß einer starken KPD eine *proletarische Gegenkultur* entstand. Es ist jedoch fraglich, ob Berlin, so wie das bisher in der Historiographie fast unwidersprochen angenommen wurde, oder ob Leipzig den Normalfall darstellte.¹²

Wesentliche *materielle Voraussetzungen* für die Entfaltung einer so breiten *Arbeiterkulturbewegung*, wie sie Leipzig aufwies, waren die allmähliche Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit, die in Leipzig rascher erfolgte als in anderen Großstädten, und ein Lohnniveau der Arbeiter, das diesen über die Deckung der Lebenshaltungskosten hinaus Geld für kulturelle Zwecke übrigließ. Die Freizeitgestaltung im Verein oder im Kleingarten sowie die Mitgliedschaft in einer Genossenschaft waren kostenintensiv. In der Regel betrug der monatliche Mitgliedsbeitrag für die kulturellen Vereine 50 Pfennig. Für einen Geschäftsanteil im Konsumverein waren 50 (40) Mark und in einer Baugenossenschaft immerhin 300 Mark aufzubringen. Dies konnten sich nur Beamte, Angestellte und gutsituierte Arbeiter leisten, die mehr Geld verdienten, als sie zur Deckung der unmittelbaren Lebenshaltungskosten benötigten.¹³

Leipzig wies neben Hamburg, München und Berlin ab den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein überdurchschnittlich hohes Lohnniveau auf. Das betraf nicht nur die im polygraphischen Gewerbe, sondern auch die in der Metallindustrie Beschäftigten. Hier bildete sich eine quantitativ nur schwerlich exakt bestimmbare Schicht gutverdienender Facharbeiter heraus. Diese beiden Faktoren – Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit und ein überaus hohes Einkommensniveau – waren neben der politischen und kulturellen Ausgrenzung die unablässigen Voraussetzungen für die

12 Zum umstrittenen Begriff der „sozialistischen Kultur“ vgl. A. Gramsci, Das Problem der politischen Führung bei der Bildung und Entwicklung der Nation und des modernen Staates in Italien. Aufzeichnungen aus den Jahren 1934/35, in: Zu Politik und Kultur. Ausgewählte Schriften, Frankfurt a. M. 1980, S. 277-279; F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, hrsg. von W. F. Haug, Bd. 1, Hamburg 1994, Sp. 473-481; zum Konzept der Gegenkultur vgl. F. Heidenreich, Arbeiterkulturbewegung und Sozialdemokratie, (Anm. 5), S. 9ff.; zum Konzept der Teilkultur vgl. D. Lehnert/K. Megerle, Politische Identität und nationale Gedenktage, in: dies. (Hrsg.), Politische Identität und nationale Gedenktage. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik, Opladen 1990, S. 16/17.

13 T. Adam, Leipzig – Hochburg der Arbeiterkulturbewegung (Anm. 2), S. 231ff.

Entfaltung eines derart dicht geknüpften Vereinsnetzes, wie es in Leipzig entstand.

Dennoch engagierte sich nur eine Minderheit, die im folgenden am Beispiel zweier Arbeitersportvereine (des Turn- und Sportvereins Leipzig-Probstheida und des Vereins für Leibesübung Knautkleeberg) beschrieben werden soll, jener gut verdienenden Arbeiter in einem Verein.¹⁴ Arbeitersport blieb bis zum Ende der Weimarer Republik zuvorderst Männersache. Nur 22 Prozent des Probstheidaer Vereins und etwa zehn Prozent des VfL Knautkleeberg waren Frauen. „Die Einstellung zum Frauenturnen und -sport sowie überhaupt das Frauenbild waren im ATSB nach wie vor zwiespältig: Frauen sollten einerseits gleichberechtigte Kämpferinnen, andererseits aber doch immer noch das schwache und schöne Geschlecht sein.“¹⁵ Oftmals schieden Frauen nach ihrer Heirat aus dem Verein aus, um sich dem Haushalt und der Familie zu widmen. Aber gerade für sie hatte der Zusammenhalt im Turnverein und die sportliche Betätigung eine wesentlich höhere Bedeutung als für Männer, da ihnen viel weniger Möglichkeiten der Entspannung und Geselligkeit offenstanden. Als Hausfrauen waren sie isoliert oder als Berufstätige doppelt belastet. Die Stammkneipe des Mannes blieb ihnen verwehrt. Die Arbeit in Partei und Gewerkschaft war männerdominiert.

Sport war eine Sache der Jüngeren. Eine Analyse der Altersstruktur des Probstheidaer Vereins ergab, daß von Anfang an die 16- bis 26jährigen Sportler dominierten. Vor und nach dem ersten Weltkrieg waren um die 60 Prozent der Mitglieder in dieser Altersgruppe. Dieser Befund trifft nicht nur auf die Turnvereine, sondern auch auf andere Arbeiterkulturvereine zu. Die von diesen angebotenen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung wurden ab den neunziger Jahren vornehmlich durch die zweite Generation der Arbeiter, also die erste Generation eines geborenen und daher erblichen Proletariats, genutzt.¹⁶ Diese zweite Generation Fabrikarbeiter, die erste in der Stadt geborene und aufgewachsene, unterschied sich von der Vätergeneration, die zumeist in einem agrarisch geprägten oder kleinstädtischen Umfeld aufgewachsen waren, hinsichtlich ihrer Sozialisation grundsätzlich. In der Großstadt wuchs eine neue Generation heran, die andere Erfahrungen als ihre Väter machte. Der in den neunziger Jahren einsetzende kulturelle Wandlungsprozeß der Gesellschaft scheint vor diesem Hintergrund auch und vor allem ein Generationenkonflikt gewesen zu sein. Immer mehr

14 Für das folgende ebenda, S. 243ff.

15 G. Pfister, „Macht euch frei“. Frauen in der Arbeiter-Turn- und Sportbewegung, in: Illustrierte Geschichte des Arbeitersports hrsg. von H. J. Teichler und G. Hank, Berlin/Bonn 1987, S. 52.

16 H. Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, in: ders. (Hrsg.), Die Konstituierung der deutschen Arbeiterklasse von den dreißiger bis zu den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Berlin 1981, S. 364-70, 397/98.

Menschen – vor allem jüngere – waren bereit, Geld auszugeben, um spezifische Formen von Freizeitangeboten zu nutzen. Die Freiräume der aus den nach wie vor patriarchalisch geprägten Arbeiterfamilien stammenden Jugendlichen nahmen zu. Sie prägten einen neuen Lebensstil aus, „in dem die Möglichkeiten des städtischen Lebens einen bevorzugten Platz einnahmen“.¹⁷

Diese und die nachfolgende Generation war es auch, die ab den neunziger Jahren nicht das Turnen der Väter übernahm, sondern auf den Wiesen vor der Stadt dem verpönten, weil nichtdeutschen und bürgerlichen, Fußballspiel frönten. Dies war ein zweifacher Protest, der sich nicht nur gegen die Väter, sondern auch gegen die Traditionen richtete. Es war nicht nur ein Generationenkonflikt, sondern auch ein Angriff auf einen zu dieser Zeit typisch deutschen Wert – das Turnen. Die Jugendlichen zogen das *englische Fußballspiel* dem *deutschen Turnen* vor. Elias und Dunning interpretierten das Vordringen des Sports als Teil des Prozesses der Entfeudalisierung, die den Menschen zu einem Zustand der Selbstbestimmung und Selbständigkeit führte. Sport widerspiegelte im Gegensatz zum Turnen, das im Arbeiterturnen zudem kein auf Wettkampf oder Wettbewerb ausgerichtetes Turnen war, die Mechanismen der kapitalistischen Ordnung und führte die Spieler in das Konkurrenzdenken auf dem Spielfeld ein.¹⁸

Während die Aussagen über die Altersstruktur der Mitglieder dieser beiden Vereine den allgemeinen Trends entsprachen, ruft die Analyse der Berufsstruktur des Protheidaer Vereins Erstaunen hervor. Nur 43 Prozent waren Arbeiter, aber 39 Prozent Angestellte und Beamte. Damit erwies sich dieser Arbeiter-Turn- und Sportverein keineswegs als ein homogener Arbeiterverein. Während man seit der Dissertation von Kühn¹⁹ von einer sozialen Inhomogenität der bürgerlichen Sportvereine ausgeht, wurde derartiges für Arbeitersportvereine bisher nicht untersucht und nicht in Frage gestellt. Dies mag einerseits an den fehlenden Quellen, andererseits aber auch an tradierten Geschichtsbildern liegen. Demgegenüber ergab die Analyse des Vereins für Leibesübungen Knautkleeberg ein völlig anderes Bild. Mit 80 Prozent Arbeitern zeigt sich hier eine eindeutige Dominanz der Arbeiter, so daß von einem fast homogenen Arbeiterverein gesprochen werden kann.

Die Mitglieder der Leipziger Arbeiterkulturorganisationen waren also in erster Linie jüngere Menschen, und es waren nicht nur Arbeiter. Insbesondere die Konsum- und Baugenossenschaften waren von ihrer Mitgliedschaft her keine homogenen Arbeiterorganisationen. Während im Leipzig-

17 N. Minkmar, Vom Totschlagen kostbarer Zeit. Der Gebrauch des Kinos in einer Industrieregion (1900–1914), in: Historische Anthropologie 1993, S. 436.

18 N. Elias/E. Dunning, Sport im Zivilisationsprozeß, Münster 1983, S. 12/13; N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Bd. 2, Baden-Baden 1976, S. 319f.

19 F. Kühn, Die Arbeitersportbewegung. Ein Beitrag zur Klassengeschichte der Arbeiterschaft, Rostock 1922.

Plagwitzter Konsumverein mindestens ein Drittel der Mitglieder keine Arbeiter waren, lag der Arbeiteranteil in den Baugenossenschaften zwischen 40 und 50 Prozent. Dennoch waren diese Organisationen zumindest in den zwanziger Jahren in das sozialdemokratische Milieu der Messestadt integriert. Über diese zog die Sozialdemokratie Menschen aus den verschiedensten sozialen Schichten an und band sie in ihr Milieu ein. Das sozialdemokratische Milieu Leipzigs war daher ein sozial heterogenes und relativ offenes. Damit wies es eine Besonderheit auf, wie sie offensichtlich für Großstädte mit einem ausgeprägten Dienstleistungssektor – wie München, Frankfurt am Main oder Berlin – charakteristisch waren. Zur Beschreibung dieses Milieus ist der von Franz Walter so explizit gebrauchte Terminus „sozialdemokratisches Arbeitermilieu“ nicht nur denkbar ungeeignet, sondern auch irreführend, da er eine Homogenität andeutet, die so nicht nachweisbar ist.²⁰

Der SPD gelang über ihre *Vorfeldorganisationen* bald nach der Jahrhundertwende der Einbruch in Wählerpotentiale und Milieus jenseits der Arbeiterschaft. Die SPD war zwar auch in den zwanziger Jahren sowohl von ihrer Mitgliedschaft als auch von ihrer Wählerschaft eine von Arbeitern dominierte Partei. Der Anteil der nichtproletarischen Schichten an der Mitgliedschaft lag aber immerhin bei etwa einem Sechstel der Parteimitglieder und die Wählerschaft rekrutierte sich schon vor 1914 zu gut einem Drittel aus nichtproletarischen Schichten. Welche Auswirkungen hatte dies auf die Entwicklung der Leipziger SPD und des sozialdemokratischen Milieus? Über die dem sozialdemokratischen Milieu zugehörigen *kulturellen Vereine* wurden über die Arbeiterschaft hinaus Vertreter kleinbürgerlicher und bürgerlicher Schichten an die SPD gebunden. Die soziale Heterogenität der Vereine vergrößerte das soziale Spektrum zumindest des sozialdemokratischen Wählerpotentials. Erst nach 1918 – nach dem Wegfall repressiver Strukturen und der Einbindung der SPD in die Regierungsverantwortung – veränderte sich auch die soziale Spannweite der Mitgliedschaft.

Eine neue Herausforderung für die Milieupartei zeichnete sich mit der Heterogenisierung des sozialdemokratischen Milieus ab. Zumindest in Leipzig und, wie Karsten Rudolph konstatierte, in Sachsen allgemein war die Sozialdemokratie keine Partei der Arbeiterklasse, sondern eine „Partei der kleinen Leute“. Die Leipziger SPD gewann immer mehr Stimmen aus den Reihen des neuen Mittelstandes. Die SPD war zwar immer noch mehrheitlich eine Arbeiterpartei, aber mehr als ein Drittel der sozialdemokrati-

20 F. Walter/H. Matthiesen, Milieus in der modernen deutschen Gesellschaftsgeschichte. Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, in: D. Schmiechen-Ackermann (Hrsg.), Anpassung Verweigerung Widerstand. Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich, Berlin 1997, S. 46–75.

schen Wählerschaft und ein quantitativ nicht genau einzuschätzender Teil der Mitglieder der *Arbeiterkulturorganisationen* entstammten nicht den proletarischen Schichten. Warum wählten Beamte, Angestellte, Lehrer, Gastwirte und vor allem Kaufleute sozialdemokratisch? Und wie reagierte die SPD auf den Zustrom dieser neuen Wählerschichten. Hatte dies Auswirkungen auf die Politik der SPD?²¹

Blank errechnete für die Reichstagswahlen von 1903, daß in Leipzig etwa ein Drittel der sozialdemokratischen Stimmen nicht von Arbeitern kam. Er leitete als Schlußfolgerung für die Partei ab, daß sie perspektivisch nicht mehr ausschließlich Arbeiterinteressen vertreten könne, sondern sich auch den Interessen der mittelständischen Schichten zuwenden muß. Gerade dieses gelang ihr nach Ritter nicht. Die SPD habe keine konstruktive Politik – und da greift er die zeitgenössische Kritik auf, die Geiger, Neisser und Eschmann in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift „Die Arbeit“ vorbrachten – für den alten Mittelstand zu formulieren vermocht. Dem steht jedoch das Engagement der SPD für den neuen Mittelstand gegenüber. Mehr noch als die Gesamtpartei umwarb die sächsische SPD gezielt Angestellte, Beamte und andere Mittelständler und nahm deren Interessen in ihre Programmatik auf. Besonders der Reichstagswahlkreis Leipzig-Stadt bedingte aufgrund des niedrigen Arbeiter-Anteils an der Wohnbevölkerung eine Hinwendung der Sozialdemokratie zu den Mittelschichten. In den zahlreichen Stichwahlen zu den Reichstagswahlen vor dem ersten Weltkrieg umwarb die Sozialdemokratie immer offensichtlicher den Mittelstand und stilisierte sich selbst zu einer *Partei der Arbeitnehmer*.²²

Im Mittelpunkt meiner Untersuchung steht neben dem organisationsgeschichtlichen Aspekt und kulturgeschichtlichen Fragestellungen vor allem die sozialgeschichtlich begründete Frage nach den Trägerschichten der Arbeitervereine. Die untersuchten Vereine erwiesen sich zumindest nach der Jahrhundertwende nicht als *homogene Arbeitervereine*, sondern zählten auch Vertreter kleinbürgerlicher und bürgerlicher Schichten zu ihren Mitgliedern. Damit wies das sozialdemokratische Milieu Leipzigs eine Besonderheit auf, wie sie für Großstädte mit ausgeprägtem Dienstleistungssektor charakteristisch waren: Es war ein sozial heterogenes Milieu. Nicht nur Arbeiter, sondern auch Angestellte, Beamte, kleine Gewerbetreibende und spätestens in den zwanziger Jahren auch Intellektuelle und Unternehmer fühlten sich an die Sozialdemokratie aus den verschiedensten Motiven und in mehr oder minder fester Form gebunden. Die Voraussetzungen dafür, daß in Leipzig ein derartig eng geknüpft sozialdemokrati-

21 K. Rudolph, Die sächsische Sozialdemokratie vom Kaiserreich zur Republik (1871–1923), Weimar/Köln/Wien 1995, S. 70/71.

22 R. Blank, Die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, S. 529; G. A. Ritter, Die Sozialdemokratie im deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: HZ 1989, S. 356–360.

sches Vereinsnetz entstand, waren die allmähliche Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit, die in der Messestadt schneller als in den anderen deutschen Großstädten erfolgte, und ein überdurchschnittlich hohes Arbeiterlohniveau sowie die Herausbildung einer Arbeitergeneration, die bereitwillige Konsumenten der städtischen Kultur waren.

Der Aufbau eines umfangreichen alle Lebensbereiche und Lebensabschnitte umfassenden Netzwerkes von Organisationen ließ auch die Etablierung einer eigenständigen von der bürgerlichen Kultur unabhängigen und diese kontrastierenden Kultur erwarten. Meine Untersuchung der kulturellen Praxis des Arbeiterbildungsinstitutes und der Arbeitersportorganisationen führte jedoch zu dem Ergebnis, daß hier keine sozialistische Gegenkultur entwickelt wurde, sondern die bürgerliche Kultur – zum Teil mit geringen Veränderungen – übernommen wurde. Die Leipziger Arbeiterkultur erwies sich somit als Teilkultur und keinesfalls als Gegenkultur. Ob die Messestadt damit der Normalfall oder die Ausnahme darstellte, wird nur durch weitere Forschungen geklärt werden können.

In der Diskussion über die Leistungs- und Tragfähigkeit des Milieukonzeptes für regionale Untersuchungen ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Der vorliegende Aufsatz zeigt jedoch zentrale Probleme des Milieubegriffs von Lepsius auf. Der Zusammenhang von Milieu-Interessen und der Partei als Aktionsausschuß ist bisher nicht untersucht und diskutiert worden. Vielleicht ist das Lepsius-Konzept in diesem Punkt auch zu sehr von einem Parteienverständnis geprägt, das vielleicht für Demokratien, aber keinesfalls für autoritäre Staatsformen – wie das deutsche Kaiserreich – zutrifft.